

Anselm Grün | Walter Kohl

# *Was uns wirklich trägt*

Über gelingendes Leben

HERDER 

FREIBURG · BASEL · WIEN

Herausgegeben von Rudolf Walter



MIX  
Papier aus verantwortungsvollen Quellen  
FSC® C083411

© Verlag Herder GmbH, Freiburg im Breisgau 2014

[www.herder.de](http://www.herder.de)

Alle Rechte vorbehalten

Satz: de:te:pe, Aalen

Herstellung: CPI books GmbH, Leck

ISBN 978-3-451-33292-0

Im Andenken an meine Eltern  
*Anselm Grün*

Für Kyung-Sook  
*Walter Kohl*



# Inhalt

Einführung	9
1 Unsere Herkunft als Mitgift	13
2 Die Vorbilder auf dem Weg	42
3 Selbstbewusstsein und Selbstachtung	60
4 Zugehörigkeit und Eigensein	75
5 Von Beziehung und Intimität	92
6 Die Macht der Gefühle	114
7 Von der Lebenskraft Angst	135
8 Von Liebe und Hass	153
9 Von Neid und Scham	168
10 Widerstände und Konflikte	184
11 Die Macht und ihre Motive	198
12 Von der Selbstverantwortung und dem eigenen Weg	217
13 Lebenshunger und Sehnsucht nach Glück	231
14 Vom Haben zum Sein	250
15 Von Schicksalsschlägen	263
16 Von Gott und vom Glauben	282
17 Die Begrenztheit unseres Daseins	301
18 Vom Sinn des Lebens	317
19 Alles in allem – das Wichtigste im Leben	331



# Einführung

Zwei Menschen, 50 der eine und 70 der andere, und zwei Lebensläufe, die auf den ersten Blick unterschiedlicher kaum sein könnten. Beide ganz verschieden in Temperament, Herkunft und Prägung. Beide kennen das Leben, aber aus sehr unterschiedlichen Perspektiven und Erfahrungswelten.

Der eine, in einer Politikerfamilie aufgewachsen, geprägt von Jahren der persönlichen Ausgrenzung und Stigmatisierung sowie der Terrorismusgefahr, persönlich durch Tiefen und Krisen bis zum Scheitern gegangen: Scheidung, familiäre Tragödien, Neuanfang als Unternehmer. Das Leben von Walter Kohl brauchte lange, bis es zur Ruhe kam.

Anselm Grün dagegen wusste schon als Kind, dass er Priester werden wollte. Er ging früh ins Kloster und lebt seit nahezu 50 Jahren in der gleichen Gemeinschaft. Er ging konsequent den Weg monastischer Gottsuche, mit einer scheinbar geradlinigen »Karriere« als Mönch, als Cellerar, der das einfache Leben ins Zentrum stellt und als spiritueller Autor und geistlicher Begleiter von Millionen gelesen und gehört wird.

Was verbindet die beiden? Und was ist das Besondere an ihrem gemeinsamen Buch bzw. daran, wie es zustande kam?

Irgendwann, bei einem Interview zu seinem letzten Buch, hatte Walter Kohl einige Namen genannt, Autoren, deren Texte ihm geholfen hatten, den Weg aus einer persönlichen Krise zu finden, die ihn an den Rand des Suizids geführt hatte. Der stoische Philosoph Seneca aus dem antiken Rom war dabei. Aber auch ein Mystiker wie Nikolaus von der Flüe, der politische Wirkung zeigte, gerade als er sich aus der Öffentlichkeit zurückzog. Oder der Begründer der Logo-

therapie, der KZ-Überlebende Viktor Frankl, Autor des Buches »Trotzdem ja zum Leben sagen«. Und dann fiel auch der Name Anselm Grün. Ob er ihn kenne? Ja, vor allem seine Schriften: Besonders »Einreden«, über die alten Weisheiten der Wüstenväter. Auch seine Einführung in die Evangelien der Bibel sei ihm wichtig geworden.

Die Wege der beiden hatten sich schon früher gekreuzt, sie hatten sich im Blick behalten, aber richtig kannten sie sich nicht. Und jetzt zeigte sich auf einmal: Es verbindet sie viel, nicht zuletzt der Blick auf das, was wirklich wichtig ist im Leben. Die Frage für ein gemeinsames Projekt war jetzt: Was trägt sie beide? Wohin zeigt der gemeinsame Kompass? Was wollen sie weitergeben?

Es gab intensive, lange Gespräche im Vorfeld der Erarbeitung dieses Buches. Sie fanden im Kloster Münsterschwarzach statt. Und dann stellte sich heraus, dass an diesem Ort verschiedene Fäden zusammenliefen. Münsterschwarzach und die Gegend um dieses fränkische Kloster waren Walter Kohl seit Langem vertraut. Hans Kohl, der Großvater väterlicherseits, stammt aus Greußenheim, einem kleinen Ort nahe Würzburg. Und der Vater war in der Notzeit unmittelbar nach dem Krieg schon als Jugendlicher hier gewesen, als »Lehrling« in der Landwirtschaft. Später kam er wieder. Mit dabei bei den Besuchen im Kloster auch der junge Walter Kohl, zum ersten Mal als Zwölf-, Dreizehnjähriger, der sich bei den ernsthaften Gesprächen der Erwachsenen in erster Linie langweilte. Walter Kohl selber kam später, nach dem Studium und der Bundeswehrzeit, allein und freiwillig, immer wieder für ein paar Tage. Warum er kam? »Einfach nur, um da zu sein, um zu beten, um zu mir selbst zurückzufinden.« Noch heute erzählen sie im Kloster, wie er – damals schon als Tauchlehrer ausgebildet – einem ohnmächtig gewordenen Mönch im Refektorium professionell Erste Hilfe leistete. In der klösterlichen Goldschmiede entstanden die

Ringe für seine erste Ehe. Und auch ein längeres Gespräch mit P. Anselm, der damals sein Büro neben der Goldschmiede hatte, ist zumindest ihm noch ganz deutlich in Erinnerung.

Es gab also tiefer reichende Beziehungen, die bei der Arbeit an diesem Buch wieder lebendig wurden, die schnell Vertrautheit herstellten, die das Verbindende in den gegenseitigen Erzählungen lebendig werden ließen, die auch an das rührten, was inzwischen geschehen war.

Die 68er Jahre hatten für Walter Kohl lange Schatten geworfen, weil die Terrorismusgefahren der 1970er und die Projektionen seines Umfeldes als »Sohn vom...« sein Leben lange belasteten, ihn tief an sich zweifeln ließen und letztlich in eine Krise führten, aus der herauszukommen für ihn entscheidend wurde. Durch diese Krise entstanden Einsichten, Erfahrungen und neue Antworten, die er inzwischen weitergibt. Dass – und warum – die spirituelle Dimension bei diesem Mann »von Welt« so sehr dazugehört, ist das eigentlich Überraschende.

Für Anselm Grün waren die 68er Jahre auch eine Zeit der Befreiung: Die Krise der Traditionen wurde zur Chance, den Kern des Mönchtums neu zu entdecken, das Feuer unter der Asche wieder freizulegen. Auch für ihn geht es heute darum, Einzelnen zu helfen, ihr Leben zu gestalten, zu sich selber zu finden. Auch er gibt seine Sicht des Lebens an Menschen weiter, die seinen Rat suchen. Dass auch sehr konkrete Lebenskonflikte für ihn im Kern zu spirituellen Fragen führen, wird auch bei ihm immer wieder deutlich.

Was sind die Lebensthemen, denen man nicht ausweichen sollte? Und was fügt die Fragmente unseres Lebens zusammen? Es ist gefährdet, endlich, brüchig – was trägt es trotzdem?

Beide setzen beim Einzelnen an. Wer sein eigenes Leben in Ordnung bringt, trägt auch dazu bei, dass die Welt sich

zum Guten verändert. Schon die alten Mönche wussten das.

Weltfremd ist keiner der beiden, auch der Mönch nicht. Der eine war einmal Investmentbanker an der Wall Street und kennt die Realität des Wirtschaftslebens aus verschiedenen Managementstationen seiner beruflichen Laufbahn von innen. Der andere, jahrzehntelang mit den ökonomischen Problemen eines Klosterunternehmens von mehr als 250 Mitarbeitern verantwortlich betraut, steht ebenfalls mitten im Leben. Aber auch in anderen Fragen redeten sie sozusagen aufeinander zu. Und so ist es ein Buch über ein Grundthema geworden: Wie zu leben wäre, um nicht Flugsand zu sein, nicht nur den eigenen Affekten zu folgen oder bloß Spielball für die Interessen anderer zu werden. Und es ist ein Buch auch darüber, was das heißen könnte: einfach zu leben. Beide reden darüber nicht abstrakt, sondern erzählen offen von sich. Und schlagen von der persönlichen Erfahrung die Brücke zu dem, was aus ihrer Sicht generell ein Leben fundieren und halten kann – auch angesichts äußerer Ansprüche und Zumutungen, angesichts auch von Schicksalsschlägen, Scheitern, Risiken. Und im Wissen darum, dass alles endlich ist.

Anselm Grün und Walter Kohl sind überzeugt: Sich selber auf den Grund gehen und die Grenzen des Ego übersteigen, sich selbst annehmen und sich mit dem Leben anfreunden, sich alle Freiheit nehmen und doch verantwortlich leben – das ist nicht etwas nur für spirituell Hochbegabte oder für Glückskinder. Es ist der Weg der Selbstwerdung für jeden, lebenslang. Dieser Weg ist das Ziel – was immer die Herkunft war, was immer der biographische Ausgangspunkt ist ...



## *Unsere Herkunft als Mitgift*

*Warum ich? Herkunft kann manche Belastungen mit sich bringen. Ist das gut oder schlecht? Ich glaube, dass diese Frage nicht im Vordergrund stehen sollte. Uns ist ein Leben gegeben, und die für mich viel wichtigere Frage lautet: Was können wir aus unserem Leben, aus unserer Herkunft machen?*

WALTER KOHL

### *Eine besondere Situation*

Jede Herkunft hat ihre eigenen, ganz besonderen Prägungen und wird zu unserer ganz persönlichen Quelle der Erfahrung. Herkunft ist der Mutterboden, der Humus unserer Entwicklung. Aus ihr kommen wir, ob wir es wollen oder nicht. Herkunft ist schicksalhaft und wer nicht akzeptiert oder nicht versteht, woher er kommt, wird sich auch schwer tun, seine Zukunft zu gestalten. Ob man nun dazu

neigt, die Vergangenheit zu verklären, sie zu beklagen oder sie gar abzuspalten: Sie war, wie sie war. Was vorbei ist, lässt sich nicht mehr ändern. Wichtig ist nur, wie wir damit umgehen. Erfahrungen, die wir in der Kindheit gemacht haben, Einflüsse der Umgebung, Erwartungen, mit denen wir aufwachsen und mit denen wir – wie auch immer – umgegangen sind, sie gehören zur Mitgift für unser Leben. Unsere Kindheit kann schwierig gewesen sein und uns lebenslang als verseuchter Boden vorkommen. Sie kann aber auch zu einer Kraftquelle werden. Die Rückbindung kann positiv, aber auch als Fessel erlebt werden. Und nicht immer ist das eine vom anderen leicht zu trennen. Es ist eine Frage unserer ganz persönlichen Einstellung und Entscheidungen.

Bei mir war das nicht anders. Geboren bin ich 1963, zwei Jahre vor meinem Bruder Peter. Das Besondere an meiner Geschichte: Ich wuchs in einer politisch sehr aktiven Familie auf. Mein Vater war 1963 schon Fraktionsvorsitzender im Landtag von Rheinland-Pfalz. Wahrgenommen habe ich zunächst nur, dass zu Hause immer viel los war. Als kleines Kind konnte ich nicht verstehen, was da genau um mich herum passierte. Aber anscheinend war es normal, dass bei uns andauernd Leute kamen und gingen, Menschen, die ich nicht kannte. Bei den Familien in der Nachbarschaft gab es das nicht. Warum? Das verstand ich nicht. Die Welt der Erwachsenen erschien mir mysteriös. Sie sprachen über offensichtlich wichtige Dinge, doch ihre Welt blieb mir verschlossen. Es war, als ob in unserem Haus zwei Welten nebeneinander existierten: die der Erwachsenen mit ihren Gesprächen und die von uns Kindern. Zwischen beiden Welten gab es eine zwar unsichtbare, aber jederzeit erkennbare Trennlinie. Wenn wieder einmal einige dieser fremden Leute zu Besuch kamen, wurde kurz mit uns gesprochen, und dann wurden wir zum Spielen geschickt, je nach Wetterlage in den Garten oder in unser Zimmer im ersten

Stock. Mein Eindruck als Kind war: Diese Fremden kamen zu allen Tages- und Nachtzeiten. Sie bestimmten den Rhythmus und das Leben unserer Familie. Sie waren wichtig, ihre Themen interessant. Wenn sie kamen, hatten wir Kinder zurückzutreten. Ihnen gegenüber, das wurde mir mit der Zeit klar, waren wir Kinder zweitrangig.

Private Gespräche mit Parteifreunden, mit Journalisten, manchmal auch mit Menschen aus einem anderen politischen Lager gehören zum Leben eines Politikers. So werden Netzwerke gebildet. Und solche Kontakte stellen einen zentralen Baustein für politische Karrieren dar. Und es sind diese Gesetze der Karriere, die die Wirklichkeit und die Prioritäten vieler Familien bestimmen. Auch die der unseren haben sie bestimmt. Die Menschen, die da kamen, das waren für mich – als Kind im Vorschulalter – einfach unbekannte Erwachsene. Sie strömten in einem schier endlosen Strom in unser Haus, machten sich in unserem Wohnzimmer breit und schienen unser Familienleben zu beherrschen. Schon früh musste ich anerkennen: Die Politik hat Priorität. Sie bestimmt unser Leben als Familie, ihr haben sich alle unterzuordnen.

Aber es gab noch etwas, was bei uns besonders war. Es gab Igo, einen Deutschen Schäferhund von stattlichen Ausmaßen, ein großes, manchmal auch wildes Tier. Dieser Rüde war unser wichtigster und vertrautester Spielkamerad in der Zeit vor der Schule. Er war erst wenige Monate alt, als er kurz vor meiner Geburt in unsere Familie kam. Meine Mutter hat mir später oft von ihren großen Ängsten erzählt. Würde der Hund auf das neue Familienmitglied eifersüchtig sein oder mich gar im Kinderwagen angreifen? Aber schon in den ersten Wochen meines noch sehr jungen Lebens adoptierte Igo mich förmlich.

Es muss im August 1963 an einem heißen Tag gewesen sein, als meine Mutter mich im Kinderwagen auf die schat-

tige Terrasse stellte – und vergaß, den Hund wegzusperren. Mit Entsetzen sah sie auf einmal von der Küche aus, wie der Hund sich mit den Vorderpfoten auf dem Kinderwagen abstützte und seinen großen Kopf in den Kinderwagen hineinsteckte. Wegen der Hitze war ich nur mit einer Windel bekleidet und lag ausgestreckt im Kinderwagen. Als meine Mutter schmatzende Geräusche hörte, erwartete sie das Schlimmste, stürzte heraus – und sah: Der Hund leckte mich von Kopf bis Fuß herzhaft ab, und mir schien dies große Freude zu bereiten, denn ich lachte über das ganze Gesicht. Nachdem sie sich von ihrem ersten Schreck erholt hatte und offensichtlich keine Gefahr im Verzug war, ließ meine Mutter den Hund gewähren. Nach einer Weile ließ er von mir ab und legte sich demonstrativ vor den Kinderwagen. Der Neuankömmling Walter gehörte nun auch zu seiner Familie, und Igo fühlte sich fortan persönlich für meinen Schutz verantwortlich. Ein Schäferhundrüde als Hundemama, das gibt es nicht so oft. Als dann zwei Jahre später mein Bruder auf die Welt kam, wiederholte sich das Ritual. Nun hatte Igo zwei Jungs, um die er sich »kümmern« durfte.

Wohl selten hat sich ein ausgewachsener Schäferhund so viel von Kindern gefallen lassen. Wir konnten ihn an den Ohren ziehen, mit unseren kleinen Händen tief in seinen Rachen greifen oder uns an seinem Langhaarfell festkrallen, sodass er uns über den Boden zog. Igo wurde zu meiner wichtigsten Lauflernhilfe. Und wir blieben bis zu seinem Tod, rund zwölf Jahre später, unzertrennlich. Eine Freundschaft, der auch Fremde nichts anhaben konnten.

Dieser Schäferhund übernahm oft auch den Schutz meiner Mutter, wenn sie alleine mit uns Kindern zu Hause war. Erst Jahre später wurde mir bewusst, warum mein Vater einen, wie er es ausdrückte, »scharfen« Wachhund im Haus haben wollte. Seine politische Tätigkeit sorgte schon in den 1960er Jahren, also lange vor dem Ausbruch des RAF-